

Nr. 36. Posen, den 8. September. 1895.

Ralph und Sibylla.

Erzählung von Brander Matthews. Deutsch von A. Hensel.

(Schluß.)

„Ich hätte um ihretwillen gern gezweifelt, wenn —"

„Wenn was?" drang Frau Vernon in ihn, die ihr Geschlecht zu vertheidigen gewillt war.

„Wenn ich nicht Dorothea Sargent gesprochen hätte, die mich in großer Unruhe aufsuchte. „Ach, Onkel Larry", sagte sie, „was soll ich thun? Papa will sich wieder verheirathen, und er ist alt genug, um ihr Vater zu sein, denn ich bin mit ihr zusammen auf der Schule gewesen und war ihr immer eine Klasse voraus; sie war nicht besonders begabt. Ich brauche doch keine Stiefmutter, die noch dazu jünger ist als ich, nicht wahr?" Ich war nicht in der Stimmung, um über Heirathen zu reden, fragte sie also nur, wen ihr Vater denn heirathen wolle."

„Es war doch nicht Sibylle, wie?" fragte Frau Vernon.

„Sie war's."

„Aber sie hatte ihn abgewiesen?"

„Sie hatte ihm ihr Jawort gegeben."

„Sie war doch aber verheirathet!"

„Das wußte Niemand. Und auf jeden Fall hatte sie ja gesagt. Nun wissen Sie, was für ein Mensch Sam Sargent ist. Ein Spekulant von Wall Street, ein Mensch mit oberflächlichem Schliff und großer Schlauheit, dem der Erfolg über alles geht, gleichviel wie er erreicht wurde. Er ist jetzt hier in Paris; gestern Abend war er in der Oper in einer Loge uns vis-à-vis. Denken Sie nur, wie eine Frau Ralph de Witt für Sam Sargent aufgeben kann! Sie hatte erkannt, daß sie Reichthum und Luxus brauche, und darum wandte sie sich von Ralph zu Sargent. Sie besaß keinen Charakter — schlimmer noch, kein Herz. So beweglich wie das Wasser war sie und so verrätherisch."

„Sie wollen doch nicht behaupten, daß diese Frau sich zum zweiten Male verheirathen wollte?" fragte Vernon.

„Sie sah es nicht so an", entgegnete Onkel Larry. „Sie meinte, ihre Heirath mit Ralph sei nur eine bloße Formalität gewesen, von der nur der Geistliche und sie selbst wußten. Van Zandt war todt. Sie war überzeugt, daß Ralph gegen ihren Willen keine Ansprüche auf sie machen werde, und sie glaubte, wenn sie den Trauschein vernichtete — den einzigen Beweis ihrer Verheirathung — könnte sie das Vergangene ungeschehen machen und wieder frei sein."

„Das ist weibliche Logik", bemerkte Rudolph Vernon.

„Als ich zwei Tage später nach New-York kam," fuhr Laughton fort, „fand ich auf meinem Schreibtisch einen Brief von Ralph. Ich habe ihn erst gestern Abend noch einmal durchgelesen, nachdem wir aus der Oper heimgekehrt waren, und wenn's Ihnen recht, lese ich ihn vor."

„Ja, bitte, Onkel Larry", bat Frau Vernon.

Onkel Larry nahm ihn aus der Tasche und las ihn, so gut er konnte, denn seine Stimme bebte und mehr als einmal versagte sie ihm fast ganz.

„Im Lager von Colorado, 30. August 1882.

Lieber Onkel Larry!

Gestern Abend bin ich nach einem kleinen dreiwöchentlichen paseo wieder im Lager angekommen und habe Deinen lieben Brief vorgefunden. Ich war recht müde, denn wir waren 34 Stunden lang ununterbrochen im Sattel gewesen; dennoch habe ich ihn gelesen, bevor ich den Rock ablegte. Ich hatte auf einen Brief von jemand anderem gehofft, doch ich sah mich getäuscht; die Postverbindung muß irgendwo unterbrochen sein. Darum las ich in Deinem Briefe nochmals den Passus über sie und taumelte dann ins Bett, das ich erst am anderen Nachmittage nach einem achtzehnstündigen Schlafe verließ, erfrischt und ein ganz anderer Mensch. Und in Wahrheit bin ich ein anderer Mensch, gebessert durch den Prozeß der Firma Cupido u. Co. An jedem Morgen danke ich Gott für meine Jugend und meine Kraft und vor allem für die Freude am Leben. Ich bin so glücklich wie kein anderer. Meine Arbeit macht mir Freude und meine Freude und meine Zukunft ist ein Traum des Glücks. Es ist gar kein Wunder, daß ich Luftschlösser baue, aber ich suche ihnen wenigstens festes Fundament zu geben. Mit der Mine geht es prächtig vorwärts, mit der Erfahrung und den verbesserten Maschinen hoffen wir im nächsten Jahre noch mehr Glück zu haben. Aber ich habe noch bessere Nachrichten. Du bist mein ältester Freund, Onkel Larry, und mein bester Freund — außer einer, auf die Du nicht eifersüchtig bist, wie ich weiß — darum will ich es Dir zuerst erzählen. Das Patent für meine neue Erzreduzirung ist da. Und was mehr ist, ein Geschäftsmann in Leadville, der die Zeichnungen bei einem Agenten gesehen hat, hat mir 50 000 Dollars für einen Viertelantheil geboten. 50 000 Dollars! Denke nur, alter Freund! Ich bin Kapitalist, und sie heirathet einen reichen Mann. Wenn ich im Herbst nach New-York komme, wollen wir bei Tiffany ein paar Solitärs für sie aussuchen, die mit ihren Augen um die Wette blitzen sollen . . .

Lebe wohl, Onkel Larry, auf immer. Wenn Du dies liest, bin ich todt und ihr aus dem Wege. Was habe ich vom Leben, wenn sie mich nicht liebt? Endlich ist ihr Brief angekommen und ich weiß das Schlimmste. Sie fürchtet sich vor der Armuth, und will mit mir brechen und, wie ich fürchte, einen Anderen heirathen. Es ist doch eine schlechte Welt, nicht wahr, Onkel Larry? Aber ich vergebe ihr; ich kann nicht anders, denn ich

liebe sie immer noch. Das arme Weib, was es sie gekostet haben muß, den Brief zu schreiben! Wenn sie Geld braucht, soll sie es haben — Alles soll sie haben, was ich zu verdienen hoffte. Ich kann es nicht besser benutzen, als sie glücklich zu machen. Bei unserer Gesellschaft befindet sich ein Jurist, der wird mein Testament aufnehmen. Du sollst der Vollstrecker sein. Diesen letzten Gefallen thust Du mir, nicht? Alles vermache ich ihr, das wenige Geld in der Bank, meinen Antheil an der Mine, meine drei Viertel vom Patent — die 50000 Dollars für eine Viertel habe ich acceptirt. Ich möchte gern, daß sie etwas Geld in Besitz hat. Du wirst das alles für mich besorgen, Du hast schon so viel für mich gethan, daß ich ein Recht zu haben meine, auch dies letzte noch zu verlangen. Das ist ein langer Brief, aber ich möchte an Dich meine letzten Worte richten — meine letzte Beichte. Glaube nicht, daß ich gehängt werden soll; wer ertrinken soll, kommt nicht an den Galgen, und ich werde morgen ertrinken. Noch weiß ich nicht, wie und wann, aber ein Fall von den Felsen läßt sich leicht bewerkstelligen und der Fluß thut dann das übrige. Da sie heirathen will, thue ich am besten, mich aus dem Wege zu räumen und sie frei zu machen. Was liegt auch daran? Das Leben ist wenig oder nichts — nur ein Prolog oder der Denkspruch eines Ringes? Lieber Gott, es ist kurz — wie Frauenliebe. Die Arbeit drängt und ich muß ein Ende machen. Der Prolog hat schon zu lange gedauert; es ist Zeit, daß das eigentliche Stück beginnt, die Tragödie von Zeit und Ewigkeit, die währt, bis „der Vorhang, ein Leichentuch, herniederkommt mit dem Brausen eines Sturmes.“ Wir werden uns wiedersehen, Onkel Larry, und bis zu diesem Wiedersehen sei Gott mit Dir und helfe mir!

Ralph de Witt.“

„Nahm sie die Erbschaft an?“ fragte Rudolph Vernon.

„Allerdings“, entgegnete Laughton. „Und Sam Sargent brachte eine Gesellschaft zusammen zur Ausnutzung des Patents und hat dabei eine halbe Million oder noch mehr verdient. Und das war sein Glück, denn er saß bei dem Krach der Transkontinentalen Telegraphengesellschaft im vorigen Jahre tief drin; Ralph de Witt's Erbschaft ist jetzt alles, was er besitzt.“

„Sie hat also Sargent geheirathet?“ bemerkte Frau Vernon schmerzvoll.

„Warum nicht?“ fragte Laughton zurück. „Ralphs Tod hatte sie ja völlig frei gemacht.“

„Mit Ihrer Erzählung haben Sie also meine Behauptung bestätigt“, warf Rudolph Vernon ein. „Im wirklichen Leben ist die Geschichte unvollständig. Es fehlt etwas daran.“

„Sie wird ihre Strafe schon bekommen; sei nur nicht bange“, versicherte seine Frau.

„Ich denke, die Strafe hat schon begonnen“, meinte Laughton. „Sie folgte auffallend schnell der That. Anfangs, fürchte ich, wird ihr der Tod Ralphs fast wie eine Erlösung erschienen sein, denn er gab ihr die Freiheit wieder. Aber kaum war sie verheirathet, so begann sie sich deswegen zu ängstigen. Mit all ihrem Gelde vermochte sie die bösen Gedanken nicht zu verjagen. Ihr eigenes Gewissen ließ sich nicht ertödten. Will man das Gewissen morden, so dauert es lange, bis man es allmählich vergiftet hat. Eines Tages kam dann die Reaktion, sie änderte plötzlich ihre Meinung und wollte nicht an Ralphs Tod glauben. Sie ist der Ueberzeugung, daß er lebe und in ihrer Nähe weile. Sie glaubt, daß er sie beobachte und ihr dann und wann Lebenszeichen sende. Sie bildet sich manchmal ein, daß er sich unsichtbar über sie neige. Dann wieder wird er zu einem sichtbaren Wesen, einem lebenden Menschen, und sie erklärt, daß sie ihn deutlich vor sich stehen gesehen habe, seine Augen in die ihren gesenkt, als wolle er in ihrer Seele lesen.“

„Das würde der Doktor hier eine seltsame Hallucination nennen“, meinte Vernon.

„Nun, ich weiß nicht,“ entgegnete Onkel Larry zweifelnd.

„Aber der Mann ist doch todt, nicht wahr?“ fragte die Dame voll Interesse.

„Wie gesagt“, versetzte Onkel Larry, „das weiß ich nicht.“

„Aber was meinen Sie?“

„Ja, ich weiß nicht, was ich denken soll“, entgegnete Onkel Larry. „Natürlich glaubte ich, daß er todt sei. Allein seine Leiche ist nie aufgefunden worden, obgleich man zehn Tage lang darnach gesucht hat. Als ich von den Erscheinungen der Frau Sargent hörte, wurde zuerst ein Zweifel bei mir rege. Jetzt aber glaube ich fest, daß ich ihn ein oder zweimal gesehen habe.“

„Wenn?“

„Gestern Abend.“

„Wo?“

„Hier — in Paris — in der Oper. Einmal, als wir eintraten, und dann wieder nach dem dritten Akt. Das erste Mal war es im Vestibul; wir standen einander dicht gegenüber. Wenn der Mann, den ich da vor mir sah, nicht Ralph de Witt war, so sah er ihm doch wunderbar ähnlich. Mich überlief es sonderbar, aber der Mann sah mir fest ins Auge und gab kein Zeichen des Erkennens von sich, sondern ging vorüber und ich verlor ihn aus den Augen.“

„Und das zweite Mal?“ fragte Dr. Cheever, der sich bis dahin an der Unterhaltung nicht betheiligt, sondern nur aufmerksam zugehört hatte.

„Als nach dem dritten Akt der Vorhang fiel, sah ich zu Frau Sargent hinüber, die mit ihrem Manne in einer Loge rechts von uns saß. In ihren Augen gewahrte ich etwas wie Schreck oder Furcht. Ich folgte ihren Blicken und da stand auf der gegenüberliegenden Seite der nämliche Mensch, Ralph de Witt oder sein Doppelgänger. Scharf blickte er zu Frau Sargent hinüber. Ich sah wieder zu ihr hin und gewahrte, wie sie erbleichte und umsank. Ihr Mann fing sie mit den Armen auf und sie verließen dann beide die Loge. Als ich dann wieder nach meinem todten Freunde suchte, war er fort.“

Schweigen herrschte, als Laughton innehielt. Dann bemerkte Vernon: „Der Roman aus dem Leben ist mehr abgerundet, als ich es mir dachte, vom künstlerischen Standpunkt aus ist er aber immer noch unvollständig. Hinter diesen Thatsachen birgt sich noch mehr, und dieses unsubstantielle, aber wesentliche Etwas zu entwickeln, ist die Aufgabe des Dichters.“

„Vielleicht,“ mischte sich Dr. Cheever langsam ein — „vielleicht kann der Arzt die Geschichte ebenso gut zum Abschluß bringen.“

„Ei, Richard, was weißt Du davon?“ fragte seine Schwester.

„Sehr wenig, in der That, und bis heute früh wußte ich noch weniger. Hätte ich Laughtons Geschichte gestern gehört, so hätte ich mich vielleicht präciser und mit mehr Verständniß aussprechen können, aber mein Ausspruch wäre der nämliche gewesen.“

„Wurdest Du heute früh zu Frau Sargent gerufen?“ fragte seine Schwester. „Oh, warum hast Du uns das nicht gleich gesagt?“

„Ich würde es selbst jetzt nicht sagen, wenn der Fall nicht hoffnungslos wäre. Ich konnte heute Morgen nicht mit nach dem Salon gehen, weil ich plötzlich von zwei französischen Aerzten zu einer Konsultation über den Geisteszustand der Frau Sargent zugezogen wurde. Leider lag der Fall ganz zweifellos, wie mir alle zugeben mußten; eine Stunde, bevor ich herkam, habe ich ein Attest ausgestellt, daß sie in eine Irrenanstalt aufgenommen werden muß.“

Der Zauberer.

Von Marie Rozdziewicz.

(Nachdruck verboten.)

„Wo ist Jas?“

„Ich habe ihn in den Garten gesandt, er soll mir Rosen holen.“

„Du lächelst. Hat er Dir vielleicht einen Antrag gemacht?“

„Ja, aber darum lächle ich nicht.“

„Hast Du ihm einen Korb gegeben?“

„Nein. Warum hätte ich das thun sollen. Er ist jung, hübsch, reich — Dein Bruder. — Also so viele Vorzüge vereint —“

„Du scheinst Dich über ihn lustig zu machen — das ist kein vielverheißender Beginn.“

„Ich denke, schlimm ist immer der Schluß.“

„Welch ein Schluß? Der Ehe etwa?“

„Nein, der Liebe. Gestehe es nur! Du hast Dich nicht lustig gemacht, nicht gespottet als Du heirathest, und wie hast Du Dich gestern abfällig über alles geäußert: — Diese goldenen Ketten, dieses heilige Joch, dieser eigene Herd — Dinge, die auch meiner warten.“ —

„Ich? Nun, das ist etwas ganz anderes.“

„Warum denn?“

„Ich war so idealistisch angelegt. Meine ganze Erziehung entsprach dieser Richtuug. Ich dachte mir die Welt in den schönen Farben des Regenbogens, den Mann als die Verkörperung der Weisheit, das Haus als ein Heiligthum, und die Liebe ewig. Die Welt in ihrer wahren Gestalt ist ein Kloß Erde, der Mann ein launenhaftes, egoistisches Geschöpf, das Haus der Schauplatz kleiner Mißverständnisse, und die Liebe einem Parfüm vergleichbar, das, von zweifelhafter Güte, sich bald verflüchtigt.“ —

„Da darfst Du Dich, liebste Aniela, nicht wundern, wenn ich, Deiner Aeußerungen eingedenk, den Antrag Deines Bruders kühl aufgefaßt habe. Ich habe keine Illusionen: meine Zeit hat diesen Ballast über Bord geworfen, aber doch verlangt auch mich nach Etwas.“

„Und was wäre dieses Etwas?“

„Nun, dieses Etwas ist ewige Liebe!“

„Dann freilich finde ich, daß Du eben alles verlangst.“

„Du glaubst daran nicht.“

„Es mag ja Ausnahmen geben.“

„Im Mittelalter hatte man Liebestränke —“

„Liebestränke braucht man nicht ins Reich der grauen Vergangenheit zu verlegen. Auch jetzt erweisen sie sich noch wirksam und sind darum begehrt. — Eine Meile von hier entfernt, lebt ein Zauberer, Makar mit Namen. Ihn suchen alle verlassenen Mädchen und verrathenen Frauen aus der ganzen Umgegend auf.“ —

„O, dann will auch ich ihn sehen und sprechen.“

„Ist dies Dein Ernst? Hat Jas Dich denn verrathen?“

„Nein, ich will aber ein Mittel von dem Zauberer erlangen, damit er das auch nie thue und mir ewig treu bleibe.“

„Makar muß Dir dann eine starke Dosis seiner Kräuter geben.“

„Kräuter verordnet er?“

„Eigentlich weiß ichs nicht genau. Ich habe seinen Rath nicht nachgesucht.“

„Meine einzigliebe Aniela, wollen wir nicht eine Maskerade in Scene setzen? Wir verkleiden uns als Bäuerinnen und suchen den Zauberer auf. — Das wird amüsant. — Ob er wohl erkennen wird, wer wir sind?“

„Gewiß, schon an unserer Ausdrucksweise, an den wohlgepflegten Händen und am Fuhrwerk.“ —

„Das Fuhrwerk ist das Mindeste, wir nehmen einen Arbeitswagen, die Hände können wir mit Ruß schwärzen. Ach, da ist auch schon Jas. Auch er muß Bauerntracht anlegen und uns als Gespannknecht fahren.“

„Der junge Mann, der, einen Strauß kaum erblühter Rosen in der Hand tragend, eben das Zimmer betrat, hörte erstaunt zu.

„Sollen lebende Bilder gestellt werden?“ fragte er endlich.

„Nein, durchaus nicht. Wir wollen einen Zauberer aufsuchen und seinen Rath einholen, Aniela und ich.“

„Worüber klagen Sie? Die Krankheiten, die von dem Zauberer geheilt werden, sind dreierlei Art: — entweder sind sie angeweht, durch den bösen Blick veranlaßt, oder durch Zauberei hervorgerufen. Ich wage des Weichselzopfes nicht Erwähnung zu thun. Was fehlt Ihnen denn?“

„Keines der von Ihnen genannten Leiden quält mich. Uebrigens heilt dieser Mann nicht allein körperliches Gebrechen, sondern ganz besonders Liebesleid.“

„Liebesleid —“ wiederholte der junge Mann gedehnt, — und beugte sein Knie, um der Erwählten seines Herzens die Rosen zu überreichen. — „Die Liebe haben Sie, mein Fräulein, in meiner Person zu Ihren Füßen.“

„Das ist ja eben, wozu mir der Zauberer verhelfen soll, daß Sie mir bis zu meinem Lebensende zu Füßen liegen werden.“

„Fräulein Jadwiga, ich thäte es von Herzen gern, doch fürchte ich, daß es Sie auf die Dauer ernstlich ermüden könnte.“

„Durchaus nicht!“

„Sie werden sich bewegen wollen und ich werde Sie daran hindern, wenn ich hier in Ewigkeit knieen soll.“

„Durchaus nicht.“

„Und ich werde mit der Zeit rheumatische Schmerzen in den Knien bekommen und werde mich nicht zu erheben vermögen.“ —

„Um so besser. Dann wird Ihnen gar nicht der Gedanke kommen, aufzustehen.“

„Wer wird uns, währenddem ich Sie anbete, ernähren?“

„Ernähren! Sie denken an's Essen, wenn ich von Liebe rede!“

„Jemand muß auch daran denken.“

„Ich will aber nicht, daß Sie dieser Jemand seien.“

„Jedenfalls wird dadurch meine Zeit des Knieens bedeutend abgekürzt werden.“

„Woher das?“

„Weil wir Beide eines Hungertodes sterben werden.“

Alle drei lachten laut. Die Verlobte nahm nach einer Pause ihre Idee, den Zauberer zu besuchen, wieder auf.

„Machen wir uns auf den Weg“, sagte sie, „und für den Wagen sorgt mein Bräutigam.“

„Darf ich mich also erheben?“

„Ja, Sie dürfen. Dein Mann, Aniela, muß uns Fuhrwerk geben.“

„Der Schwager sollte Fuhrwerk geben?“ lachte Jas, „das würde fast dem achten Wunder der Welt gleichkommen, aber versuch's, Aniela.“

„Fällt mir gar nicht ein“, gab ihm die Schwester zur Antwort und zuckte mit den Achseln.

„Mir wird er's nicht abschlagen“, rief Jadwiga — „ich höre ihn kommen.“

Ein schwerer Schritt ließ sich vernehmen und eine laute, kräftige Stimme rief: „Aniela!“

„Ich bin hier —“, lautete die in gleichgültigem Ton gegebene Antwort der Hausfrau, die ihre bequeme Stellung im Lehnstuhl durchaus nicht änderte.

Der Hausherr trat über die Schwelle — es war eine kräftige, muskulöse Gestalt, erhitzt von der Arbeit, in einem Leinwandrock und in hohen Stulpstiefeln.

„Ich habe Durst“, sagte er. „Wiederholentlich habe ich Dich gebeten, mir um diese Zeit Milch oder Thee bereit zu halten, und ich finde nicht ein Mal einen Trunk Wasser im Hause.“

„Statt mich darum zu bitten, thätest Du besser, die Dienerschaft damit zu beauftragen und dann den Diener für seine Lässigkeit zu schelten.“

„Was geht mich der Diener an, das ist Sache meiner Frau.“

„Mein Lieber, ich bin nicht dazu da, um Dich zu bedienen.“

Die Röthe in dem Angesicht des Gatten steigerte sich noch. Er hatte eine gereizte Antwort auf den Lippen — hielt sie aber, als er der jungen Dame ansichtig wurde, zurück. Er trocknete sich die schweißtriefende Stirn. —

„Ach, was soll man noch darüber reden“, brummte er, und dann fügte er noch mit unzufriedener Stimme hinzu: „Deine Truthühner und Enten haben mir heute wieder einen Morgen Weizen vernichtet. Es ist eine Strafe des Himmels.“ —

„Die Truthühner und Enten gehören sowohl Dir als mir“, versetzte scharf die Frau. —

„Wenn das der Fall wäre, dann würde ich die Thiere hüten lassen.“

„Miethe doch einen Hütejungen!“

„Das ist Deine, nicht meine Sache.“

„Ich überlasse Dir dieses von Herzen gern.“

„Gut, morgen werde ich das Federvieh erschießen und die Mägde wegjagen.“

„Meinetwegen.“

„Gut — mag's auch so sein!“

Er ging hinaus, mit zornbebender Hand langte er sein Gewehr von der Wand und murmelte: „Ja, ja, diese Frauen, bei der Taufe legt man ihnen süßlautende Namen bei: man nennt sie Röschen, Agnes: die Engelgleiche — nette Engelchen, nette Blümchen sind sie mir alle.“ —

In diesem Augenblick trat Jadwiga hinter ihn:

„Bitte, gestatten Sie“, sagte sie.

Er sah sich um. Das junge Mädchen hielt ihm einen Teller purpurrother, herrlich duftender Himbeeren hin.

„Soll das etwa für mich sein?“ fragte er.

„Ja, gewiß.“ —

„Ich danke Ihnen herzlich. Die Kehle ist mir ganz trocken von der Hitze.“

Er legte die Waffe aus der Hand und genoß mit sichtlichem Wohlbehagen die duftenden Früchte.

„Ich habe auch noch ein Anliegen“, begann die junge Dame.

„Nun, und das wäre? Gewiß ein Fuhrwerk.“

„Ja, allerdings. Aber es muß ihr elendestes Pferd sein.“

Und nun erzählte sie ihm ihr Vorhaben. Er lachte belustigt und sein Zorn war ganz verraucht. —

„Ja, ja, Sie sollen die blinde Stute haben, und ich will anspannen lassen. Jas kann Sie fahren. Kennt er den Weg? Ich werde ihm genau Alles sagen.“

Er ging von dannen. Frau Aniela hatte inzwischen die Wirthschafterin herbeiholen lassen, dann das Stubenmädchen. Beide wurden für ihre Nachlässigkeit gescholten, dann in der Seele beklagte sie es, so rücksichtslos gegen ihren Gatten gewesen zu sein. Aber warum war er so unzart? — Sie war nur, um ihn zu strafen, so schroff gewesen, und darin war ihm Recht geschehen.

Man schleppte von dem Dienstpersonal Kleidungsstücke herbei: Röcke, Tücher, Mieder und Schuhe. Es hielt schwer, eine richtige Wahl zu treffen.

Die Hausfrau war schneller fertig, das junge Mädchen aber der Verzweiflung nahe.

Nichts wollte ihr passen. Die weiten häßlichen Schuhe ohne Absatz verunstalteten ihre zierlichen Füßchen und ließen sie kleiner erscheinen. Das um den Kopf gewundene Tuch machte sie älter. Es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre an diesen kleinen Dingen der ganze Plan gescheitert, aber der Hausherr, dessen Gutachten eingeholt wurde, gab dadurch den Ausschlag, daß er die junge Dame jetzt erst für recht schön erklärte. Fräulein Jadwiga entschloß sich nun ihren Verlobten aufzusuchen, der schon lange auf dem Wagen saß.

Das Gefährt paßte trefflich zu der Maskerade. Ein Bund Stroh lag als Sitz darin, die blinde Stute schien eingenickt zu sein, so müde hatte sie ihr Haupt gesenkt.

Der Kutscher saß seitwärts auf der Leiter und hielt die hanfene Leine in der Hand, und an Stelle einer Peitsche eine vom Strauch geschnittene Gerte.

Er hatte seine Rolle voll und ganz begriffen, denn er machte nicht die geringste Bemerkung beim Anblick der Damen, er lächelte nur. — Fräulein Jadwiga konnte nicht umhin zu äußern, daß er nicht besonders vortheilhaft sich präsentire. Das Einsteigen war mit großen Schwierigkeiten verbunden — der Hausherr amüsirte sich köstlich.

Endlich hatten die Damen Platz genommen, Frau Aniela knüpfte in den Zipfel ihres Taschentuches einige Kupfermünzen, zu ihren Füßen stand eine Flasche mit Branntwein für den Zauberer, zum Lohn für den eingeholten Rath.

„Nun, reist mit Gott!“ rief der Hausherr, schont mir die Stute!“

Jas trieb das Rößlein, das sich, nachdem es die Spitze der Gerte gefühlt hatte, allmählich in Bewegung setzte, an. Auf der Landstraße verlangsamte das Thier seinen Schritt. Nichts half, kein Antreiben, kein Schmeichelwort des Lenkers. Fräulein Jadwiga hatte auf das Pferd nicht Acht gegeben, sie bestrebte sich, von der Freundin die Art der Anrede zu lernen und sich mit den hier ortsüblichen Redensarten vertraut zu machen. Frau Aniela ward zur Sprecherin erwählt, da sie genau mit den Volkssitten bekannt war. — Jas sollte schweigen und nicht einmal hören dürfen, was der Zauberer sagen würde.

Dann klagte man über die unbequeme, schwere Kleidung und schließlich über das elende Fuhrwerk.

„Der Wagen stößt entsetzlich. — Ich vermag kaum auf dem Stroh zu sitzen. Bitte, fahren Sie rascher, mein Herr.“

Aber Jas wollte nicht als Herr angesehen werden und erwiderte in bäuerischem Dialekt:

„Die Schimmel ist nicht gewohnt, Herrschaften zu fahren, sondern Holz. — In ihrem Alter läuft man nicht mehr Galopp. — Der Herr hat befohlen, das Thier zu schonen.“

„Wir haben ja einen lieblichen Kutscher!“ rief Fräulein Jadwiga. „Wie nennt Ihr Euch, mein Freund! Ich werde den Herrn bitten, Euch zu strafen.“

„Ich heiße Iwan, und werde, wenn das Fräulein mir eine Strafe androht, umwerfen.“

Man lachte und scherzte, und die Vorübergehenden wunderten sich über die heitere Gesellschaft auf dem Bauerwagen. Wer waren diese Unbekannten?

Ab und zu versuchte Jas die Stute zu animiren. Die Gerte fiel auf ihr schwieliges Fell. Das Thier rührte dann seinen Schweif als einziges Zeichen seiner Empfindung, beharrte aber bei dem einmal eingeschlagenen Tempo. So passirten die Fahrenden zwei Dörfer.

„Ist das Luga?“ fragte Fräulein Jadwiga.

Nein, aber es war nicht mehr weit bis dahin. Man fuhr auf einem Damm daher. Der Wagen stieß und das Pferd stolperte. Die Insassen des Wagens verstummten. Die junge Dame hielt sich an der Wagenleiter fest, Frau Aniela seufzte und stöhnte. Jas war abgestiegen und ging zu Fuß neben dem Wagen her und fluchte über den schlechten Weg. Der Anblick von Luga beruhigte die Reisenden und stimmte sie ernst.

Sie schwiegen aus Sorge, sich zu verrathen.

Die Kleidung wurde zurecht gezupft, sie musterten sich gegenseitig. Niemand hätte sie zu erkennen vermocht. —

„Jas,“ flüsterte Frau Aniela — „Du frage nach Makar's Hütte — für uns schickt es sich nicht.“

Der erste, den sie in dem kleinen Dörfchen trafen, wies ihnen die Behausung Makar's, und da sein Weg ihn auch dahin führte, ging er neben dem Fuhrwerk her, das sich nur Schritt um Schritt weiter bewegte.

„Woher kommt Ihr?“ fragte er.

„Es ist weit von hier,“ erwiderte Iwan. „Wir wollen uns einen Rath von Makar holen.“

„Ach so! — Er weiß Rath. Er ist stark; es giebt weit und breit keinen, der stärker wäre als er,“ sagte der Bauer. „Dort ist seine Hütte. Fahrt nur in das Gehöft, — der Alte ist immer daheim.“

Es dämmerte bereits. Die Fenster der Hütte leuchteten. In der Stube waren Stimmen laut. —

Jas hob die Damen vom Wagen und legte die Leine der Stute um einen Zaunpfahl. Frau Aniela schritt voraus und mahnte zum Schweigen. Sie traten über eine hohe Schwelle in einen Flur, in dem man das Grunzen eines Schweines hörte und den säuerlichen Geruch von eingeteigtem Brote roch.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte Frau Aniela eintretend.

„In Ewigkeit“ — scholl der Gegengruß aus verschiedenen Kehlen. Die Hütte war von Männern, Frauen und Kindern angefüllt. Die Männer saßen um einen Tisch und aßen zu Abend aus einer gemeinsamen Schüssel. Die Frauen waren am Heerde beschäftigt, und die Kinder tollten mit den Hunden am Fußboden. Alle blickten nach den Eintretenden, und der Wirth des Hauses, ein ältlicher Mann, fragte: „Woher des Weges, Ihr guten Leute?“

„Von weit — wir wollen Makar um einen Rath bitten.“

„Väterchen!“ rief der Wirth eine unsichtbare Person an. „Es sind Fremde, die Euch sprechen wollen.“

Keine Antwort. Da erhob sich einer von den jungen Burschen und sah auf den Ofen.

„Vielleicht ist er todt,“ sagte er leise und ängstlich, und laut hinzufügend rief er: „Großväterchen, zu Euch sind Leute gekommen!“

Das junge Mädchen blickte neugierig um sich. Zum ersten Mal in ihrem Leben sah sie das Innere einer Hütte — und diese war eine der ältesten: ohne Schornstein. Der Rauch ballte sich an der Decke zusammen und bildete gräulichblaue Wolken. Die Geräthe hatten phantastische Formen, und in der Tiefe des Gemaches herrschte undurchdringliche Dunkelheit.

Aus diesen Wolken trat eine greise Gestalt hervor. Schneeweißes Haupt- und Barthaar rahmte das hagere Antlitz ein, das das blaue, in fast jugendlichem Feuer leuchtende Auge wunderbar belebte.

Auf den Stock gestützt, näherte er sich den Fremden und ließ sich an der Thür auf einer Bank nieder; dann blickte er die Ankömmlinge forschend an.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte er.

„Wir hörten, daß Ihr Rath für verschiedene Gebrechen des Körpers und Geistes kennt, und darum, Alter, sind wir hier.“

„Ich kenne ihn nicht, aber Gott“ — erwiderte der Greis.

„Gott gab Euch das Wissen zum Frommen Eurer Nebenmenschen.“

Gott sendet das Gebrechen, Gott das Linderungmittel, was ich weiß, bin ich bereit zu sagen. Sprich, junge Frau! Gedeihen Deine Kinder nicht? Liebt Dich Dein Mann nicht?“

„Nein, er liebt mich nicht!“ erwiderte sie unter seinem forschenden Blick erröthend.
„Liebte er Dich auch ehemals nicht?“
„Ja, früher liebte er mich.“
„Schlägt er Dich?“
„Nein!“ erwiderte sie im Tone tiefer Entrüstung.
„Schilt er?“
„Nein.“ —
„Liebt er eine Andere?“
„Nein.“
„Hat er sich dem Trunke ergeben? ist er faul, verschleudert er seine Habe?“
„Nein.“ —
„Nun, was klagst Du denn? Sagt er, daß er Dich nicht mag?“
„Er sagt es nicht, aber ich weiß es doch.“
„Bist Du auch gut zu ihm?“
„Gewiß, warum sollte ich's nicht sein?“
„Gieb mir Deine rechte Hand!“
Frau Aniela hielt ihm die von Ruß leicht geschwärzte Rechte hin.
„Deine Hand ist weich und schmutzig. Das bedeutet, daß Du faul und unsauber bist. Deshalb liebt Dein Mann Dich nicht. Du bist ihm keine Hausfrau, Du bist ihm eine unnütze Last. Willst Du, daß ein Mensch eine Bürde, die ihn drückt, gern habe? Du verschläfst den Morgen, Du vertrödelst den Tag, Du verschleuderst sein Gut und Du willst, daß er sich um Dich bekümmere! — Darum ist die Eintracht aus Eurer Hütte gewichen — und Eure Güter werden schwinden und an ihre Stelle das Elend treten. Und alles darum, weil Deine Hände träge und lässig sind. So höre meinen Rath, — denn Kräuter und Heilmittel giebt es nicht gegen die Untüchtigkeit einer Frau, und kein Trank vermag ihr die Liebe des Gatten wiederzuerlangen.
Er sah sie mit einem bösen, strafenden Blick an.
„Kehre heim und beuge Dich vor dem Geistlichen und vor dem Gatten: beichte dem Geistlichen Deine Schuld, küsse dem Gatten die Hände und Füße und danke ihm, denn er ist gütig, daß er Dich bis jetzt noch nicht aus dem Hause gewiesen hat. Und dann suche Deinen Ehrgeiz darin, täglich die aufgehende Sonne zu grüßen. — Spare keine Mühe, keinen Schweiß — laß nicht den Mann Dich zur Arbeit antreiben, sondern arbeite aus eigenem Antriebe. Laß die Nachbarn nicht von Dir, sondern von Deinen Werken reden. Und diese faulen, schmutzigen Hände, härte sie durch Arbeit, scheure sie mit Sand und Wasser rein. So verharre bis in Dein Alter, bis Deine Kinder für Dich eintreten werden. Sie werden Deine arbeitsharte Hand ehrfurchtsvoll an ihre Lippen führen und Deine Mühe Dir lohnen. Und Deine Zunge hüte wohl, denn die Zunge einer bösen Frau ist wie ein Funke, der eine tiefe Wunde einbrennen kann. Das ist mein Rath. Es wird eine Zeit kommen, in der die Menschen Deinem Gatten nicht seine Güter, sondern seine Frau neiden werden. Dann wird er Dich ehren und hochhalten — dann bete für Makar's Seele, und Dein Gatte mag auch ein Gebet für mich sprechen.“
Er schwieg. Alle Anwesenden verhielten sich ruhig. Eine feierliche Stille herrschte im Kreise. Jas und Jadwiga schämten sich Angesichts der ernsten, würdevollen Art des Greises ihres scherzhaften Thuns. Frau Aniela, tief gerührt, griff nach den Kupfermünzen.
Der Greis faßte nach ihrer Hand und sagte: „Ich lasse mir nur die Kräuter, nie aber meine Worte bezahlen. — Und Du, Mädchen, was ist Dein Begehr?“
„Sie ist Braut und möchte, daß ihr Bräutigam sie immerdar gleich heiß und innig liebe“, erwiderte an Jadwiga's Stelle Frau Aniela.
Der Alte verfiel in ein tiefes Sinnen und sagte dann:
„Du selber Mädchen, weißt nicht, was Du verlangst. Ja, es giebt eine ewige Liebe, aber derjenige wird sie besitzen, der die Erde besitzen wird, die kein Fuß betreten hat. Diese Erde thue in ein Säckchen, das nie eines Menschen Hand berührt hat, und trage sie auf der Brust.“
„Ihr scherzet Väterchen!“ rief Aniela.
„Ich scherze nicht. Der der Unmögliches verlangt, scherzt und er ist thöricht. Das Mädchen ist dumm, denn es ist jung. Jetzt liebt Dich der Jüngling, denn er ist unerfahren, jung, und für jeden Traum giebt es ein passendes Alter. — Gott hat die Jugend für den Traum der Liebe bestimmt. Er hat Vater und Mutter, die für ihn arbeiten und denken, die für seine Kost und seine Kleidung sorgen, und er arbeitet nur, um vor anderen damit zu glänzen. — Wird er Dein Gatte, dann ist er kein Jüngling mehr, sondern ein Mann, dem es nicht ansteht, seine Zeit mit Liebeständeln hinzubringen, er ist der Eckstein Eures Seins, er ist der Eigenthümer Eurer Habe. Seine Gedanken werden die eines Mannes sein, denn er ist's, der das Nest erbauen und Dich schützen soll. Seine Stimme soll Dein Rath sein und nicht unnütze Liebesschwüre Dir zuraunen. Du verlange das von ihm nicht, sondern Schutz und Schirm. Und Du hörst auf, seine Geliebte zu sein; Du sei seine treueste Gehilfin und Mitarbeiterin, seine Dienerin. Nicht der wird Dich ewig lieben, der Dich Gattin heißt, aber der bis in den Tod, der Dich Mutter seiner Kinder nennt. Und wenn Du diesen Namen aus seinem Munde hörst, dann wirst Du die thörichten Gedanken vergessen, die Du jetzt hegst, denn sie werden auf andere Dinge gerichtet sein, die Dir lieber als die Jugend, lieber als Dein Elternhaus sein werden. — Sorge dafür, daß Dein Jüngling dann Dich nicht allein liebe, sorge, daß er Dich hochachte, daß er nie seine Stimme gegen Dich erhebe und niemand Deinen Platz an seiner Seite auszufüllen vermöge, und daß er Dich rühme, indem er Eure Kinder Dir ähnlich findet. Dann sprich ein Gebet an seine Schulter gelehnt, für die Seele Makar's, und er soll auch für mich beten.“
Fräulein Jadwiga hörte schweigend die Rede des Alten. — Sie sah sinnend vor sich nieder. Sie vergaß ihre Umgebung und wer es sei, der diese Worte an sie richtete. Sie trat einen Schritt vor und beugte sich über die braune Hand des Alten, um einen Kuß darauf zu drücken. — In diesem Augenblick nahte sich der bisher an der Schwelle stehende Jüngling und that wie seine Braut. Makar wurde da erst des jungen Mannes gewahr.
„Und was willst Du, Jüngling?“ fragte er erstaunt.
„Ich begehre nichts, — ich will Euch nur meine Ehrfurcht erweisen, denn Ihr seid klug und gut.“
„Nicht ich, sondern Gott!“ erwiderte der Alte.
Auch Aniela berührte mit ihren Lippen die schwielige Hand des Greises, und noch einmal wandte er seine Rede an sie:
„Junge Frau, gehe in Dich! Dieses junge Mädchen darf noch thöricht sein — für Dich ist's damit vorbei. Du sei hurtig dabei, einen Fehler einzusehen und zu bessern. Daß Deine Hand die Zartheit verliert, das laß Dich nicht bekümmern, freue Dich der Schwielen. Schwindet Deine Schönheit, dann schmückt Dich die schwielige Hand. Gott segne Euch! Er schenke Euch Freude, Frieden und ein glückliches Geschick.“
„Amen“, sagten die Versammelten.
Es war völlig dunkel geworden, als der von der melancholischen Stute gezogene Wagen heimwärts rollte.
Es war eine warme, mondhelle Nacht. Der Kutscher ließ die Leine hängen, warf die Gerte fort und näherte sich seiner Braut. Das alte Thier bedurfte keines Lenkers, es kannte den Weg genau.
„Genießen wir der Zeit, die uns für den Liebestraum gegönnt ist“, flüsterte Jas der Geliebten zu.
„Scherzen Sie nicht!“
„Das verhüte Gott.“
„So wollen wir des weisen Rathes gedenken. Wissen Sie, ich schäme mich meiner bisherigen Oberflächlichkeit und meiner eitlen Gedanken.“
Sie wandte sich zu ihm und lächelte, indem sie hinzufügte:
„Wollen wir uns nach den Rathschlägen des Alten richten?“
„Ja, das wollen wir.“
„Um dereinst in Frieden für die Seele des Alten ein Gebet zu sprechen?“
„Ja, und dankbar sein zu gedenken.“
Sie drückten einander die Hand, um ihren Bund zu bekräftigen.
Frau Aniela saß auch in tiefes Sinnen versunken da. Dann sagte sie zum Bruder:
„Kannst Du nicht das Pferd zur Eile antreiben? Es ist schon spät, bald graut der Morgen.“
„Willst Du denn, Schwesterlein, morgen vor der Sonne auf sein?“
„Ich will's nicht nur, ich werde es auch“, erwiderte sie sanft lächelnd.
„Auch Du wirst für Makar's Seele beten?“
„Ja, und ich hoffe, mein Gatte auch.“

Die Million.

Von C. Karlweis.

(Nachdruck verboten.)

Daß Fräulein Olga schön war, tadellos schön, mußten selbst ihre intimsten Freundinnen zugestehen. Schlank und wohlgebaut der Körper, zierlich der Kopf mit seiner schweren Goldlast von Haaren und seinem feinen, vornehm blassen Gesichte, aus welchem die klaren blauen Augen stolz und ruhig in die Welt blickten, schmal die weißen Hände, zart die Füßchen — und über all diesen Reizen ein Duft der Unberührtheit, der Unantastbarkeit, wie ihn sonst nur häßliche Engländerinnen auszuhauchen pflegen.

Die schöne Olga war denn auch, wo sie sich zeigte, von einer dichtgedrängten Schaar dienstbeflissener Bewunderer umgeben, die ihrer Trabantenpflicht umso eifriger und unermüdlicher oblagen, je geringer sich für jeden Einzelnen unter ihnen die Aussicht auf einen Erfolg seiner Bewerbungen stellte. Denn Fräulein Olga bevorzugte Keinen. — „Prinzessin Kieselherz" nannten sie die Einen und schmachteten, „Eisblume" die Anderen und seufzten. Nur einer befand sich in dem Heerbanne der Gefeierten, der sich niemals beklagte, niemals an Olga herandrängte, noch nie an sie das Wort gerichtet hatte. Er diente nur als Volontair ohne Anspruch auf Besoldung. Während die Anderen ihren Witz leuchten ließen oder mit ihren Seufzern vor ihr paradirten, stand er ruhig abseits und zerrte unabläßig an den Enden seines feinen Schnurrbärtchens. Nur seine dunklen Augen hielt er unabläßig auf die Schöne gerichtet. Endlich mußte sie ihn doch bemerken. Seine stumme Huldigung belästigte sie anfänglich, unwillkürlich wendete sie den Kopf nach ihm und ihr Blick begegnete dem seinen. Was war das für ein wunderlicher Heiliger? Warum starrte er sie immer nur wortlos an? Wagte er nicht, sich ihr zu nähern? Sie lächelte ihm einmal flüchtig zu und sah, daß er erröthete. Noch am selben Abend durfte er ihr das Spitzentuch, das ihr just vor seinen Füßen entfallen war, mit einer Verbeugung überreichen und erhielt ein zweites bezauberndes Lächeln als Dank für seinen kleinen Ritterdienst. Die Frau Hofräthin, Olga's Mutter begann vorsichtig Erkundigungen über ihn einzuziehen. Er hieß Emil Herbert, mochte etwa 25 Jahre zählen und lebte von einer bescheidenen Rente. Das Lächeln auf Olga's Rosenlippen erstarb, der stumme Verehrer erhielt nicht mehr den flüchtigsten Blick.

Da ließ er sich durch einen gemeinschaftlichen Bekannten vorstellen und bat um die nächste Walzertour. Er tanzte schlecht und linkisch, Olga mußte seine Hand fest umklammern, sonst wäre sie mitten im Saale mit ihm gestürzt. Erröthend führte er sie an ihren Platz zurück, mit zitternder Stimme sprach er einige Worte, die sie überhörte, denn ihre Aufmerksamkeit war bereits einem älteren Herrn zugewendet, den ihr die Mutter, eben mit einem vielsagenden Lächeln zuführte. „Der Herr Kommerzialrath wünscht Dir vorgestellt zu werden, mein Kind . . ."

Emil ward von der nachdrängenden Schaar der Bewunderer bei Seite geschoben und vermochte den Rest des Ballabends über nicht mehr in die Nähe Olga's zu gelangen. Dennoch lächelte er unabläßig und blickte verklärt um sich. Endlich zog er den Handschuh von der Hand, die sie so fest gedrückt hatte, küßte ihn verstohlen und verbarg ihn unter der Ballweste.

„Armes Närrchen!" sagte Jemand laut neben ihm. Er sah auf und erblickte den Bekannten, der ihn der Schönen vorgestellt hatte. Jetzt erst bemerkte er, daß dieser Mann, von dem er kaum mehr als den Namen wußte, keine Alltagserscheinung war. Das bleiche Gesicht, das ein wohlgepflegter, tiefschwarzer Bart umrahmte, die hohe Stirne mit ihren dünnen, sorgfältig gescheitelten Haaren, der stechende Blick der kleinen Augen und das spöttische Zucken der schmalen, blutleeren Lippen mahnten — ja, an wen mahnten sie nur?

„Armes Närrchen!" wiederholte der Mann in einem verletzend mitleidigen Tone. Und mit einer kaum merklichen Kopfbewegung nach der schönen Olga weisend, die eben mit einem bezaubernden Lächeln den Arm des Herrn Kommerzialrathes nahm, fügte er leise hinzu:

„Ihnen fehlt eine Million, junger Freund — nichts als die Kleinigkeit einer Million!"

Emil wollte auffahren und sich dergleichen höchst unziemliche Bemerkungen allen Ernstes verbieten, aber da war der bleiche Herr auch schon im Gewühle der Gäste verschwunden.

Eine Stunde später verließ Olga, immer noch am Arme des Kommerzialrathes, den Saal, von der Mutter und dem Trosse der Bewunderer gefolgt.

Emil schloß sich ihnen an, aber auch in der Garderobe vermochte er keinen Blick der Gefeierten zu erhaschen.

Einmal hatte sie den Kopf nach der Richtung gewendet, in welcher er stand, aber sie mußte plötzlich ein wenig kurzsichtig geworden sein — trotz seines tiefen Erröthens und der ehrfurchtsvollen Verbeugung hatte sie ihn nicht erkannt.

Verstimmt ging er heim. Die ruhige Kälte der klaren, mondhellen Winternacht that ihm wohl. In seiner Junggesellenwohnung angelangt, warf er sich auf ein Ruhebett, um über die Ereignisse des Abends ein wenig nachzusinnen, denn der Schlaf floh noch seine Augen. Er hatte das Licht verlöscht, da der Mond mit seinem bleichen Schimmer den behaglich ausgestatteten Raum hinlänglich erhellte. Was war denn eigentlich geschehen? Hatte er wirklich sein Herz an die schöne Olga verloren? Er gelangte nach reiflicher Ueberlegung dazu, diese Frage ganz ernsthaft zu verneinen. Da stieg ein feiner Wohlgeruch in ihm auf, ein süßer, wohlbekannter Duft, der ihm das Blut in die Wangen trieb und sein Herz rascher pochen machte. Woher kam mit Eins diese Erinnerung? War sie selbst etwa . . . . Er fuhr jählings in die Höhe — Alles blieb still und stumm, wie bisher. Nur auf dem Teppiche neben dem Ruhebette lag ein hellgrauer Ballhandschuh, der ihm entfallen war . . .

Er hob ihn auf und begann aufs Neue sein Herz zu erforschen, seine Empfindungen ernstlich zu prüfen. Das Mädchen war schön, bezaubernd schön. Alle Welt mußte den Mann als den glücklichsten Sterblichen preisen und beneiden, der diesen Schatz sein nennen durfte. Welch' ein Hochgefühl auf Bällen und Promenaden, in Theatern und Konzerten, mit ihr am Arme zu erscheinen, das Flüstern der Bewunderer und Neider zu hören und im Bewußtsein des Besitzes gleichmüthig lächelnd an ihnen vorüberzuschreiten . . . .

„Armes Närrchen!" sagte jene tiefe Stimme wieder, die ihn heute schon ein Mal aus seinem seligen Sinnen aufgeschreckt hatte. „Armes Närrchen, was helfen Ihnen all' diese Träume, wie wollen Sie die kostbare Schöne gewinnen? Mit Ihrer bescheidenen Rente können Sie nicht einmal Ihre Schneiderrechnung bezahlen! Und die Wohnung auf dem Ring, die Equipage, die Bälle, die Soiréen, die Badereisen, den Schmuck . . . womit wollen Sie diese kleinen Auslagen bestreiten? Armes Närrchen!"

Da stand er wirklich wieder vor ihm, der schwarzbärtige bleiche Mann mit dem stechenden Blicke und dem spöttischen Zucken der blutleeren Lippen — ein unheimlicher Kunde.

„Was wollen Sie von mir?" fragte Emil unruhig.

„Von Ihnen — nichts!" erwiderte der Andere fast geringschätzig. „Was sollte ich von Ihnen wollen? Etwa Ihre Seele? Mein Verehrtester, die Zeiten sind vorüber, da ich mich mit diesem Zwischenhandel abgab. Einträglich war er übrigens nie. Was starren Sie mich so . . . wenig geistreich an? Ah, Sie scheinen mich nicht ganz zu kennen! Nun ja, ich bin der sogenannte Teufel. Bah, kehren Sie sich nicht an das dumme Wort. Euer Goethe hat den Satan mit Klauen und Schweif als abgethan erklärt und dafür einen hinkenden Herrn „im Mäntelchen von starrer Seide, die Hahnenfeder auf dem Hut", hingestellt, den man gleichwohl heutzutage nicht mehr in guter Gesellschaft dulden würde. Wie gefällt Ihnen meine neueste Maske? Ich bin Ihnen in irgend einem Kaffeehause von einem ahnungslosen Menschenkind vorgestellt worden und Sie haben mir die Hand gedrückt, ohne den geringsten elektrischen Schlag zu verspüren, haben ordnungsgemäß Ihr: „Sehr angenehm!" gemurmelt und den Teufel zum Bekannten gehabt. So also, sehe ich heute aus. Und nun zu Ihnen. Ich will nichts von Ihnen — im Gegentheil, ich bringe Ihnen etwas. Staunen Sie nicht, auch Unsereiner hat einmal seine Geberlaunen. Ich bringe Ihnen die schöne Olga.

Ja wohl, die schöne Olga — ich scherze nicht. Hier habe ich sie in dieses kleines Papier festgebannt. Nehmen Sie das Papier, es ist eine Million in einer vollkommen tadellos ausgestellten Anweisung auf die Bank von England. Ich knüpfe

an dieses Geschenk nur eine einzige kleine Bedingung — aber so erschrecken Sie doch nicht immerzu, ich sagte Ihnen ja, daß ich für Ihr geehrtes unsterbliches Theil keine Verwendung habe! — meine Bedingung lautet: Sie müssen diese Million drei Jahre lang bei sich tragen, und zwar hier in ihrer linken Brusttasche. Sobald Sie das Billet aus dieser Tasche entfernen, haben Sie die Million — und die schöne Olga für immer verloren. Und nun gute Nacht, Sie . . . glücklicher Bräutigam!"

Der Schwarzbärtige lachte unheimlich, doch nur leise auf und verschwand.

Emil richtete sich auf.

„Es ist ein Traum!" sagte er sich. Da fühlte er einen seltsamen Druck auf seinem Herzen. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand hin — das Bankbillet knisterte in der Tasche seines Fracks.

Eine Million! Er besaß also wirklich eine Million und mit ihr die Gewißheit, die schöne Olga sein zu nennen. Schon am nächsten Morgen wollte er mit dem frühesten vor sie hintreten und ihr sagen — —

Ach, wie lange dieser Morgen auf sich warten ließ! Dämmerte es noch nicht? Oh diese Winternächte, die kein Ende nehmen wollten! Und dann, beschützt das Dunkel der Nacht nicht alle Verbrecher, alle Diebe und Einbrecher? Herrgott, die Thür war ja unversperrt! Wie leicht konnte er da überfallen und seiner Million beraubt werden. Er sprang auf, zog die Thür sachte ins Schloß, drehte den Schlüssel zweimal herum und schob noch überdies den Riegel vor.

Nun erst konnte er wieder aufathmen. Der Mond war hinter Wolken verschwunden, tiefes Dunkel herrschte im Zimmer. Raschelte es nicht dort in der Ecke?

Gewiß, Einer war schon eingedrungen und verbarg sich dort, um rücklings über ihn herzustürzen und ihm das Bankbillet zu entreißen. Er horchte. Wieder knisterte es, diesmal nebenan im Schlafzimmer unter dem Bette. Zitternd machte er Licht und legte sich, mit einem Stocke bewaffnet, platt auf den Boden, um den räuberischen Eindringling aus seinem Versteck zu jagen. Alles war leer. Eine Weile saß er nun aufrecht auf dem Ruhebett und versuchte wieder an die schöne Olga zu denken. Aber er vermochte sich nicht zu sammeln. Immer wieder knisterte und raschelte es irgendwo, bald hier, bald dort, und die ermüdende, entnervende Jagd nach dem Einbrecher begann von Neuem. Dann tastete er wieder nach der Brusttasche, ob er das Bankbillet noch spüre. Aber am Ende wurde es doch Tag, ein heller, sonniger Tag, den er mit einem Seufzer der Erlösung begrüßte. Leute, die er kaum oder gar nicht kannte, eilten auf ihn zu, drückten ihm die Hand und begrüßten ihn wie einen lange und schmerzlich vermißten Herzensfreund. Dabei sah er, wie sie Alle nach seiner linken Brusttasche schielten und ihre Mienen sich dabei verzerrten, ihre Blicke einen gierigen Ausdruck gewannen, so krampfhaft sie sich auch bemühten, arglos und erfreut dreinzuschauen. Wußten sie, was er in dieser Brusttasche barg? War sein Rock durchsichtig geworden? Er tastete wieder hin und spürte das Tuch, wie vordem, darunter raschelte das verheißungsvolle Papier . . .

Zu ihr, endlich zu ihr! Da stand er in ihrem Zimmer und die Mutter, die ihn auf dem Balle mit einem so vernichtend kalten Blicke gestreift hatte, empfing ihn mit einem vielsagenden Lächeln.

Olga werde sich durch seinen Besuch sehr geschmeichelt fühlen, — gewiß, sehr geschmeichelt und herzlich erfreut. Das gute Kind habe seit gestern nur von ihm gesprochen, und das in einem Tone . . . .

Sie selbst trat ein, die Herrliche, Hohe. Wie hold sie erröthete, wie zaghaft sie ihre Hand in die seine legte, wie beseligend sie diese drückte.

Und wieder der süße, betäubende Wohlgeruch, und ihr Lächeln, Flüstern und Augenwinken, ihr verwirrtes Ja und Nein, da er ihr zagend von seiner Liebe sprach, ihr schmachtendes Sträuben, da er den Arm um ihren Nacken zu legen wagte, ihr tiefer Seufzer, da sie endlich hingebend an seine Brust sank. Das kleine Papier knisterte wieder leise, — ein schmales weißes Händchen langte sachte in seine Tasche und zog es mit hastigem Griffe heraus.

Welch' ein häßliches, heiseres Lachen! Die engelsschönen Züge des Mädchens verzerrten sich, ihre Wangen wurden bleich, die Augen — klein und stechend, und um die schmalen, blutleeren Lippen zuckte ein spöttisches Lächeln.

„Armes Närrchen! Wo ist Deine Million? Wo ist Dein verträumtes Liebesglück? Zurück in Dein Nichts, aus dem Du zu mir emporzugreifen gewagt hast, — — zurück, zurück!"

Mit gräulich verzerrtem Gesicht stand sie vor ihm, in der hocherhobenen Hand das kleine Papier . . . .

Er tastete nach der Tasche. Leer, Alles leer!

„Meine Million!" schrie er auf. Sie lachte gellend — und er erwachte.

Es war hoher Tag, und er lag noch im Ballanzuge auf dem Ruhebette in seinem Zimmer. Noch betäubt von seinem Traume erhob er sich.

Sein Fuß stieß an den Handschuh, der vor ihm auf dem Fußboden lag. Er hob ihn nicht auf. Beim Mittagstische im Restaurant sprach ihn ein Freund an, den er gestern auf dem Balle getroffen hatte. „Denken Sie nur", sagte dieser lachend, „ich habe heute im Klub eine Wette von Zehn gegen Eins angeboten, daß unsere schöne Olga binnen kürzester Zeit Frau Kommerzialrath heißen wird, und Niemand hat die Wette halten wollen. Die schöne Olga wird den glatzköpfigen Rath nehmen. Er ist zwar weder jung, noch hübsch, noch geistvoll, aber er besitzt eine Million, eine runde, nette Million, — Verehrtester!"

„Der Aermste!" flüsterte Emil vor sich hin.

Unsterbliche Lügen.

Von Oskar Preller.

(Nachdruck verboten.)

Napoleon I. hat einmal den Ausspruch gethan: „Eine Unwahrheit in die Welt gesetzt, ist nicht wieder auszurotten." Bekanntlich verdanken nicht wenig Unwahrheiten Napoleon I. ihr Dasein, so daß er also als vollgültiger Sachverständiger anzusehen ist. Mit diesem, seinem Wort hat er aber die Wahrheit gesprochen, denn aus allen Perioden der Geschichte existiren zahlreiche Ueberlieferungen, die allenthalben geglaubt und immer wieder hervorgeholt, dennoch jeder Begründung entbehren, so daß sie mit Recht als unsterbliche Lügen bezeichnet werden können.

Schon das klassische Alterthum ist reich an derartigen Geschichtsfälschungen. Der Sonderling Diogenes, der nicht nur einen Menschen am Tage mit der Laterne, sondern die Wahrheit suchte, hat es sich gefallen lassen müssen, daß sich gerade um seine Person die Legende rankte. Allgemein wird angenommen, daß Diogenes, um einen Beweis seiner Bedürfnißlosigkeit zu geben, in einem Faß gehaust habe. Leider beruht diese Ansicht auf einem Mißverständniß. Diogenes bewohnte vielmehr wie die anderen Sterblichen ein regelrechtes Haus, das allerdings nur sehr bescheidenen Ansprüchen genügen konnte. Und diese Behausung nannten die jederzeit witzelnden Athener wegen ihrer Mangelhaftigkeit Faß, wie wir heutigen Tages ein verfallenes Haus als Bude oder eine unfreundliche Wohnung als Loch bezeichnen.

Es giebt einen berühmten mathematischen Lehrsatz, der kurzweg der pythagoräische genannt wird, weil er von Pythagoras aufgefunden sein soll. Der Beweis hierfür ist noch nicht erbracht worden. An die Entdeckung dieses Lehrsatzes durch Pythagoras knüpft sich aber noch die Ueberlieferung, daß der glückliche Entdecker den Göttern 100 Stiere aus Freude über das Resultat seiner Forschungen geopfert habe, woran sich dann noch die malitiöse Bemerkung schließt, daß von diesem Tage an alle Ochsen zittern, sobald eine neue Wahrheit entdeckt wird. Mag nun Pythagoras den erwähnten Lehrsatz aufgefunden haben oder nicht, auf jeden Fall hat er kein Blutbad unter der gehörnten Thierwelt angerichtet. Denn Pythagoras hat in seinen Lehren ausdrücklich die Tödtung der Thiere zu menschlichen Zwecken ver-

boten, so daß er als der erste Vertreter des Vegetarianismus gelten darf.

Besser ist es einem dritten Weisen des Alterthums ergangen. Nicht wenige Leser wird es wohl mit Bewunderung erfüllt haben, wenn sie auf der Schulbank hörten, daß Archimedes bei der Vertheidigung von Syrakus die römischen Schiffe durch Brennspiegel angezündet habe. Die Sache scheint außerordentlich klug ausgedacht und auch sehr einleuchtend. Archimedes kann sich aber trotz aller Gelehrsamkeit dieses Verdienst um seine Vaterstadt nicht zuschreiben. Denn keiner der klassischen Autoren berichtet uns von diesem Vorfall. Erst in einem Werke aus dem 6. Jahrhundert wird die bewußte Verwendung der Brennspiegel erwähnt und von hier hat sich dann die Fabel durch die folgenden Jahrhunderte fortgepflanzt.

Einem jeden Zeitungsleser ist das „Ceterum censeo — Uebrigens bin ich der Meinung“ geläufig, mit dem der ältere Cato immer wieder seine Aufforderung zur Zerstörung Karthagos eingeleitet haben soll. Die Niederwerfung der Nebenbuhlerin Roms ist uns zur Nebensache geworden, dagegen tönt das Ceterum censeo bald hier, bald dort aus der Rede eines Staatsmannes oder Abgeordneten heraus, wenn er der Ueberzeugung ist, daß Etwas nothwendigerweise geschehen müsse. So wenig nun daran zu zweifeln ist, daß der gestrenge Cato zur Zerstörung Karthagos seine Landsleute ohne Unterlaß angespornt hat, so zweifelhaft ist es, daß er bei seinen Ermahnungen den für uns gewichtigen Ausdruck „Ceterum censeo“ gebraucht hat. Kein Schriftsteller des Alterthums erwähnt diese Worte. Vielmehr sind sie nur die lateinische Uebersetzung der entsprechenden griechischen Stelle aus Plutarch und entstammen deshalb noch keineswegs dem Munde Catos.

Die Zerstörung Karthagos führt uns zu der Zerstörung einer anderen Stadt, Roms, bei der der deutsche Volksstamm der Vandalen in der Weise mitgewirkt haben soll, daß man noch jetzt eine rohe Vernichtungswuth als Vandalismus bezeichnet. Die naturwüchsigen Vandalen mögen es sich ja nach ihrer Art in Rom recht bequem gemacht haben und dabei mit den Kunstwerken nicht allzu glimpflich verfahren sein, aber an der völligen Zertrümmerung der Kunstschätze tragen nicht sie die Schuld, sondern die römischen Adelsgeschlechter, die sich im Mittelalter ingrimmig befehdeten und bei der Eroberung ihrer Stadtburgen die antiken Kunstwerke auf das rücksichtsloseste verwüsteten. Das Schlagwort Vandalismus ist denn auch eine Schöpfung der neueren Zeit. Sein Vater ist der französische Abbé Gregoire, der es am Ende des vorigen Jahrhunderts in die Welt setzte.

Da wir uns auf italienischem Boden befinden, so sei des Ausspruchs Erwähnung gethan, den Galilei gethan haben soll, als er am 23. Juli 1633 seine Lehre abschwören mußte: E pur si mouve — Und sie bewegt sich doch! Zu den Gefühlen des Forschers, der seine Ueberzeugung verleugnen mußte, paßt dieser Ausspruch ausgezeichnet, aber dennoch ist es nicht geschichtlich erwiesen; der Gerechtigkeitssinn der Nachwelt hat ihn erdichtet. Auch wenn für die Richtigkeit dieser Auffassung nicht andere Gründe sprächen, so würde sie schon durch den Umstand genügend gestützt werden, daß Galilei nach seinem Widerruf vom Papst der Palast und Garten della Trinià de'monti bei Rom zum Aufenthalt angewiesen wurde, während er sonst, wenn er gleich darauf durch den erwähnten Ausspruch die Absage von seinen Lehren wieder aufgehoben hätte, sicherlich in den Inquisitionskerker gewandert wäre.

Während der angebliche Ausruf Galileis citirt wird, wenn die Freiheit der Wissenschaft verfochten wird, ist ein anderer Ausspruch nicht weniger beliebt, wenn es sich um die politische Freiheit handelt. Der Freiheit eine Gasse! Bekanntlich soll der Schweizerheld Winkelried in der Schlacht bei Sempach 1316 dadurch den Seinen den Sieg verschafft haben, daß er sich in den Lanzenwald der Schaaren Leopolds von Oesterreich stürzte, mit seinen Armen die Speere umfing und hierdurch den Schweizern den Angriff auf die Ritter ermöglichte. Diese heroische That soll der Ausruf begleitet haben: Kommt Kinder, ich will der Freiheit eine Gasse bahnen! Es steht aber jetzt fest, daß ebenso wie Tell auch die Person Winkelrieds dem Reich der Sage angehört. Zudem hätte Winkelried auch gar nicht in der geschilderten Weise vorgehen können, da die Ritter nicht in Reih' und Glied, sondern zerstreut kämpften.

Auch den gekrönten Häuptern sind vielfach Worte in den Mund gelegt worden, die in Wirklichkeit niemals über ihre Lippen gekommen sind. Wer kennt nicht das herrische Wort Ludwigs XIV: L'état c'est moi — der Staat bin ich? Ludwig XIV. soll diese Aeußerung im Jagdrock, die Peitsche in der Hand, gethan haben, als er im April 1655 auf die Bemerkungen des ersten Präsidenten des Parlaments, der das Interesse des Staates hervorhob, antwortete. Die zeitgenössischen Dokumente wissen aber von einer derartigen Antwort nichts. Vielmehr besagt ein handschriftliches Journal, das die Parlamentsszene schildert, nur: „Nachdem Seine Majestät sich schnell erhoben hatten, ohne daß irgend Jemand in der Versammlung ein einziges Wort geredet hatte, kehrten sie nach dem Louvre und von da nach dem Walde von Vincennes zurück, woher sie am Morgen gekommen waren und wo sie vom Herrn Kardinal erwartet wurden.“ Der Kardinal war Mazarin und um Vieles mehr als Ludwig selbst war er damals der Staat.

Nicht weniger bekannt als dieses dem Sonnenkönig untergeschobene Wort ist ein anderes, das die Russen in Umlauf gebracht haben. In der blutigen Schlacht bei Mariejowicze am 10. Oktober 1794 wurden die Polen von den Russen unter Suwarow auf's Haupt geschlagen. Der polnische Anführer Kosciuszko wurde verwundet und gefangen. Von den Wunden erschöpft sank er mit den Worten zu Boden: Finis Poloniae — das Ende Polens! Das ist der landläufige Bericht. Kosciuszko selbst dagegen hat diesen Ausruf entschieden in Abrede gestellt und aller Wahrscheinlichkeit nach ist er, wie schon angedeutet, von den Russen erfunden worden, um die Polen völlig zu entmuthigen. Wie wenig die Polen der Meinung waren, daß mit der Niederlage bei Mariejowicza ihre Sache hoffnungslos sei, geht aus dem Liede eines unbekannten Verfassers hervor, mit dem sie auf den angeblichen Wehruf Kosciuszkos antworteten und dessen Anfangsworte in deutscher Uebersetzung lauten: „Noch ist Polen nicht verloren.“

Auch unser Jahrhundert hat sich an der Hervorbringung historischer Legenden betheiligt. Es sei hierbei nur einer Episode aus dem Leben eines Mannes gedacht, der uns gerade in diesen Tagen wieder in die Erinnerung zurückgerufen wird, Napoleons III. Bei dem Putsche von Boulogne im Jahre 1846 soll Napoleon, wie behauptet wird, einen zahmen Adler bereit gehalten haben, damit er sich im passenden Moment auf den Thronprätendenten niederließ und ihn damit vor aller Augen als berufenen Kaiser kennzeichnete. Der unversöhnliche Gegner Napoleons, Rochefort, hat sogar das Gerücht verbreitet, Napoleon habe im Hut ein Stück Speck verborgen gehalten, um dadurch desto sicherer den Adler auf sich anzulocken. An diesem ganzen Bericht ist nur richtig, daß sich auf dem Schiff, mit dem Napoleon landete, wirklich ein zahmer Adler befand. Derselbe gehörte aber dem Oberst Parquin und Napoleon hatte von seiner Anwesenheit nicht die geringste Kenntniß.

Ein italienisches Sprichwort behauptet, daß etwas nicht wahr zu sein braucht, wenn es nur gut erfunden ist. Wie richtig dieser Gedanke ist, zeigt die Unausrottbarkeit der historischen Lügen, die nicht nur bis zu unseren Tagen, sondern auch in kommenden Jahrhunderten unsterblich sein dürften.

Verantwortlicher Redakteur: Oskar Elsner in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.